
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 101. Bromberg, den 2. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er hatte sein Möglichstes versucht, um mit Hermann Frieden zu schließen. Hermann hatte nicht gewollt und die Zwillingsbruderschaft verleugnet. Was er, Andy, jetzt unternahm, schien ihm demnach kein frevlerischer Treubruch zu sein.

Er tat es mit einer angstvollen, übermütigen Hast. Jeden Augenblick konnte die Dienerschaft zurück sein.

Schließlich, nach verzweifelter, körperlicher Anstrengung wischte sich der neue Sir Hermann den Schweiß von der Stirn und sah auf sein totes, schlecht beleumdetes anderes Ich. Er hatte sogar den Scheck in die alte Brieftasche und in die Brusttasche des Mannes auf dem Boden getan. Er nahm einen neuen Schluck Whisky, um sich zu beruhigen. Diesmal bestand keine Gefahr, daß sein Gehirn dadurch verwirrt wurde. So klar war er noch nie gewesen.

Er war ein guter Schauspieler. Wenn er etwas konnte, so konnte er das! Er war geschmeichelt bei dem Gedanken, eine Rolle zu spielen wie nie vor ihm ein Mensch.

Er ging hinaus, überquerte den teppichbelegten Treppenabsatz und drückte auf den Liftknopf. Unmittelbar darauf kündigte ihm das Surren den aufsteigenden Lift an.

Das Gitter öffnete sich. Als ihn der Liftjunge ohne Hut und im Abendanzug sah, fragte er:

„Bitte, Sir Hermann?"

Andy winkte ihm und zeigte auf die offene Tür im Hintergrund.

„Mein Bruder... ich glaube, Sie fuhren ihn vor einer Stunde herauf. Bronson und seine Frau sind fort. Er ist tot. Ein Herzschlag, scheint mir. Ich weiß nicht, was man tun soll."

Der Mann folgte Andy in die Bibliothek und sah Sir Hermanns Bruder, an den er sich erinnerte, auf dem Boden liegen.

„Haben Sie den Arzt gerufen, Sir Hermann?"

„Noch nicht" sagte Andy und sank in einen Stuhl. „Ich habe mich zuerst an Sie gewendet. Es war ein zu großer Schreck. Könnten Sie es nicht für mich tun und mir helfen?"

„Dr. Selous, nicht wahr?"

„Gewiß", sagte Andy.

Der Mann suchte die Nummer des Arztes im Telephonbuch.

„Hallo, Dr. Selous? Ist dort Herr Dr. Selous?" Er wendete sich Andy zu. „Hier Sir Hermann."

Andy unterhielt sich mit dem Arzt, erzählte ihm die Geschichte. Seine Stimme war bestimmt. Dr. Selous würde sofort kommen.

„Es tut mir leid, aber ich muß gehen und den Lift bedienen", sagte der Mann.

Andy nickte und dankte ihm. Als er gegangen war, überflog er die aufgeschlagene Seite des Telephonbuches. Dort stand die Adresse. Ein Taxi würde zehn Minuten brauchen. Diese Zeit mußte ausgenutzt werden, um die Wohnung zu untersuchen.

Er fand sie größer, als er erwartet hatte. In den Räumen war nicht das leiseste Zeichen weiblichen Einflusses zu verspüren. Als Andy wieder in die Bibliothek zurückging, war er sich klar: hier herrschte Kälte und Unbehaglichkeit.

Er betrachtete die Bilder. Alles gute Kupfer- und Stahlstiche. Bildnisse bekannter Persönlichkeiten, vortrefflich in ihrer Art, doch keine Meisterwerke.

Die Tür zu einem Schrank neben dem Kamin war angelehnt. Mehr um die angstvolle Zeit der Wartens auszufüllen, als aus Neugier, öffnete er sie. Der Schrank enthielt eine Menge Drucksachen und eine kleine Medizinflasche. Er nahm sie in die Hand. Tropfen! Drei in ein Weinglas voll zu nehmen. Ganz offensichtlich standen sie hier bei der Hand zum Gebrauch gegen einen Herzanfall.

Plötzlich schoß ihm durch den Kopf: er war in den Augen des Arztes und seiner Dienerschaft ein leidender, herzkranker Mann, er, der so zäh und ausdauernd war wie ein Marathonläufer Er war ganz bestürzt darüber. Die Rolle, die er sich zugeteilt hatte, begann, ihm unvorhergesehene Schwierigkeiten zu bereiten. Aber nun mußte er sie spielen.

Er hatte gerade einen Tropfen der roten Flüssigkeit in das Weinglas gegossen, ihn verrührt und mit einem Zusatz von Sodawasser vermengt, als die Hausglocke anschlug.

Er ließ einen jugendlich aussehenden, freundlichen Mann herein, der ihn durch seine goldenen Brillengläser anstrahlte.

„Eine schreckliche Sache, mein Lieber", sagte er, während er seinen Mantel ablegte. „Erzählen Sie."

„Da ist nicht viel zu erzählen", erwiderte Andy unruhig. Er hatte das Gefühl, als spräche er zu einer unsichtbaren Zuhörerschaft. „Es ist mein Zwillingsbruder, von dem ich seit Jahren nichts gehört und nichts gesehen habe! Er kam unerwartet, gänzlich heruntergekommen, und bat mich um Hilfe. Ich tat, was ich konnte, und dann plötzlich fiel er um, er bewegte die Finger: genau so. Sie können natürlich nichts tun, der Ärmste ist tot, doch ich mußte Sie rufen."

„Natürlich. Wo ist er?"

„In der Bibliothek. Ich bin allein, Bronson und seine Frau haben Ausgang."

Er öffnete dem Arzt die Tür. Feierlich trat er ein und enthüllte das Gesicht des Toten.

„Mein Gott" rief der Arzt und fuhr zurück.

„Ja", sagte Andy, „die Ähnlichkeit zwischen uns war erstaunlich."

„Ähnlichkeit? Sie gleichen einander ganz und gar!"

Der Arzt kniete nieder und machte Belebungsversuche.

„Ja der Familienfehler. Ihr Vater, Sir Michael, ist ist schon daran gestorben. Wußten Sie, daß Ihr Bruder auch daran litt?"

„Nein. Er war kerngesund, als ich ihn zuletzt sah. Aber das ist viele Jahre her."

Sie schritten im Zimmer auf und ab, wie Männer das zu tun pflegen.

„Man kann meiner Ansicht nach tatsächlich nichts mehr unternehmen. Ich will Ihnen, soweit ich kann, behilflich sein."

„Sie waren von jeher der liebenswürdigste Mensch", sagte Andy.

Der Arzt lachte über die Schmeichelei.

„Nun zu Ihnen! Sie müssen furchtbar erschrocken sein. Wie fühlen Sie sich?"

„Ich war natürlich außer mir. Ich habe es aber besser überstanden, als ich gedacht hätte."

Des Doktors Blick fiel auf die Flasche und das Weinglas mit dem Rest der Flüssigkeit. Er zeigte darauf.

„Unter diesen Umständen sehr richtig, übertreiben Sie es nur nicht."

Sie unterhielten sich noch eine Weile, dann ging die Tür auf, und ein Mann mittleren Alters in dunkelgrauem Straßenanzug, der üblichen Tracht eines gutbezahlten Dieners, trat ein.

„Verzeihen Sie, Sir Hermann... ich dachte..."

„Kommen Sie herein, Bronson", sagte Andy, „ich brauche Sie dringend."

3

Der erste Alpdruck war vorüber. Dr. Selous war längst fort. Bronsons Frau, die verkörperte Tüchtigkeit, hatte es auf sich genommen, alle notwendigen Vorbereitungen zu erfüllen. Sir Hermann Drake, der sechste Baron, für die Öffentlichkeit nunmehr Andermann Drake, lag in seinem letzten Schlaf auf dem Bett in einem der abgelegenen kalten Zimmer. Alles war still und unauffällig erledigt worden. Und Andermann, richtiger Andy Drake, von nun an Sir Hermann, sechster Baron, saß vor dem Kamin in der Bibliothek, noch halb betäubt von den Ereignissen der letzten Stunden.

Es war drei Uhr morgens. Er hätte noch Gott weiß wie lange dagesessen, wenn Mrs. Bronson ihn nicht gefragt hätte, ob sie in dem Totenzimmer wachen solle. Er hatte das Opfer abgelehnt.

Er würde selbst Wache halten. So schickte er sie fort. Er ging in das Zimmer und starrte in die unergründbare stumme Gestalt seines anderen Ichs, wobei ihm halb unbewußt manche Frage durch den Sinn ging. Der Herkunft und der Sitte nach hätten er und der andere Mann in Liebe verbunden sein müssen, indessen waren sie ihr Leben lang einander fremd geblieben. Es schauerte ihn, das Zimmer war kalt wie ein Grab. Die Kleider, die der Tote getragen hatte, waren verschwunden. Mrs. Bronson hatte sie unauffällig fortgebracht. Den Inhalt der Taschen hatte sie in der Bibliothek aufgehäuft. Dort lagen sie, ein ärmliches Durcheinander, auf dem Schreibtisch.

Andy erhob sich und legte Kohlen auf das Feuer. Ihm schienen es plötzlich unwirkliche Kohlen und ebenso unwirklich das Feuer. Er selbst, in unwirklichen Kleidern, sah sich in irgendeinem verzauberten Warteraum eines Bahnhofes stehen und auf einen unwirklichen Zug warten, der ihn irgendwohin fahren sollte. Aus Schlafengehen war nicht zu denken.

Sein Verstand schrak davor zurück, sich einzugestehen, daß er eine Wahnsinnstat begangen hatte. Er hatte das klare Bewußtsein, daß seine eigene Vergangenheit tot war und daß er eine unbekannte Zukunft vor sich hatte und eine zwiespältige, völlig verworrene Gegenwart. Dazu erfüllte ihn der Wunsch, er möge hinfort bewahrt bleiben vor der trostlosen Armut der vergangenen Jahre.

Ab und zu peinigte ihn sein Gewissen. Hermanns Rolle an sich zu reißen, war es ein zweites großes Unrecht gegen den Bruder? Inwiefern? Raubte er ihm das Erbe? Nein. Hermann hatte weder Frau noch Kind. Verging er sich gegen den guten Namen seines Bruders. Dieser Glückszufall würde es ihm doch ermöglichen, so ehrbar und anständig wie jeder andere zu leben. Maßte er sich der Gesellschaft gegenüber einen falschen Titel an? Bei diesem Punkt seiner Überlegungen wurde ihm der ganze Hohn seiner Lage klar.

Mitten in der feierlichen Stille brach er in ein halb hysterisches Lachen aus.

Durch seines Bruders Tod fiel das Baronat unmittelbar ihm zu. Bis zu seinem Tod würde er unabwendbar Sir Andermann Drake, siebenter Baron Drake bleiben. Er stahl den Titel nicht. Ein Grund mehr, um sein Gewissen zu beruhigen. Vor allem, ob Sir Hermann oder Sir Andermann, was für Unterschied war das? Als Sir Andermann würde er arm sein, als Sir Hermann konnte er die Freuden von Sir Hermanns Vermögen genießen.

Schließlich schlief er doch in dem Lehnstuhl vor dem Fenster ein. Bronson weckte ihn auf, als es Tag wurde, bereitete das Bad und legte die Kleider für den Tag zurecht, einen schwarzen Rock und eine schwarze Krawatte. Um acht Uhr frühstückte er. Später kam ein schweigsamer Mann mit Papieren, die ausgefüllt werden mußten, und einem Notizbuch, um die entsprechenden Anordnungen entgegenzunehmen.

Auf dem Friedhof in Hamsphire war die Familiengruft, wo, zwischen vielen anderen verstorbenen Drakes, sein Vater und seine Mutter lagen. Sein Vater war der letzte Gutsbesitzer gewesen, nach ihm war das Haus und das Land verkauft worden, um die Schulden zu bezahlen, die sein leichtsinniges Leben verursacht hatten.

Hermann wird bei seinen Vätern ruhen, sagte sich Andy. Er war der einzige Leidtragende; soviel er wußte, hatte Hermann in England keine Freunde. Der schweigsame Mann übernahm die Durchführung aller üblichen Förmlichkeiten. Andy atmete erleichtert auf, als er gegangen war.

Plötzlich stürmte Dr. Selous herein, es war ein unruhiger, flüchtiger Besuch. Er riet, die Leiche fortzuschaffen. Der Leichenbestatter schien es ihm vorgeschlagen zu haben. Andy zitterte bei diesem Gedanken. Hermann mußte bis zuletzt in der Wohnung bleiben.

„Nein, nein", meinte er, „es geht mir gegen mein Gefühl."

„Dann müssen Sie fort. Hier dürfen Sie nicht bleiben, das ist zuviel für Ihre Nerven, es ist bestimmt nicht gut, die Aufregung schadet Ihrem Herzen. Gehen Sie für ein oder zwei Tage nach Newstead-Park und kommen Sie von dort aus zur Beerdigung."

Newstead-Park war Hermanns kleiner Landsitz, irgendwo in Hamsphire. Wie es dort aussah, wieviel Dienerschaft dort war, nichts wußte Andy.

Er wies den Vorschlag zurück. „Newstead ist zu weit. Und bei diesem Novemberregen, nein."

„Vielleicht haben Sie recht", sagte der Arzt: „Dabei fällt mir ein: Wie geht es Ihrem Rheumatismus?"

Er befühlte Andys Arm, und Andy antwortete ausweichend: „Immer dasselbe."

„Auf alle Fälle schlafen Sie nicht hier", sagte der Arzt. „Nehmen Sie sich ein Zimmer im Hotel Claridge oder im Klub."

„Schon besser", meinte Andy. „Ich werde auswärts schlafen."

Der Ratschlag entsprach seinem eigenen Wunsch. Solange Hermann noch hier im Haus war, konnte er, Andy, sich hier nicht als Herr fühlen. Er würde kein Auge schließen können in dem Bett, das nicht seines war. Außerdem reizte die Vorstellung, im Klub zu schlafen, seinen Sinn für Humor. Er mußte sich nochmals gründlich das Erstaunliche seiner Lage vergegenwärtigen. Er, Andy Drake, von der guten Gesellschaft ausgestoßen, abgestiegen in einem schmutzigen Zimmer in der Nähe der Waterloo-Station, war jetzt Mitglied des Athenaeum-Klubs und konnte über all dessen Vornehmheit, über all dessen feierliche Rechte verfügen.

Doch dazu fühlte er sich noch nicht gewandt genug. Diesen fremden Gesichtern zu begegnen, Menschen, mit denen er angeblich sehr vertraut war!

Nein, er mußte langsam und bedächtig vorgehen.

Je mehr er an die Folgen seiner Wahnsinnstat dachte, desto größer erschien ihm die Gefahr. Er hatte die schrecklichen Papiere unterzeichnet und also die Unterschrift gefälscht, ein furchtbares Vergehen begangen und damit seine persönliche Freiheit in Gefahr gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Hornruf von Loretto.

Skizze von Hans Schoenfeld.

Habt Ihr's gehört? Ein Hornstoß kam von der verruchten Höhe wie Rolands Horn bei Roncevaux, als ihm die Basken alle Gefährten erschlagen... Und noch einmal! Jetzt ist's kein Zweifel mehr...

Aus dem Tale, wo die Badener mit ihren Stäben halten, hinauf zur Höhe der Gottesmutter von Loretto irren die brennenden Blicke der Ordonnanzen, Adjutanten und dem verlorenen Haufen der Reserven. Und zitternde Münder murmeln tonlos: „Das sind die Grenadiere vom zweiten Bataillon. Geschossen hat's kaum noch, als die Franzosen zum zweiten Angriff losbrachen — ohne Schuß. Das muß die Achte sein, die einzige Kompanie, die völlig eingeschlossen noch hält. Das ist ein Tag!"

„Habt Ihr's gehört?" so fragt's von Mund zu Mund, wo immer am Gewehr und MG=Gurt noch Männer vom vierzehnten Korps liegen. Sie können nicht mehr, als ins Spielmannshorn stoßen: Wir sind noch da — jetzt kommt und schafft uns rechts und links Entlastung!

„Ach!" sagen die bärtigen Männer vom Badischen Korps mit müder Gebärde: „Laßt den Franzos noch einmal kommen — und sie kommen, eh' es dunkelt —, dann hat's dort oben bei den Hundertzehnern zum letztenmal getutet. Dann ist die Teufelshöhe hin. Wills Gott für immer, daß nur endlich einmal Ruhe wird!"

Der Hauptmann Saunier, Kommandeur des Grabenbataillons auf der Loretto=Höhe, beschwört am Telephon die Brigade, ihm ein paar Gruppen freizumachen, ehe zum dritten Male der Franzose stürmte. Es ist kein Mann und kein Gewehr im ganzen Korps mehr aufzutreiben. Die Sachsen vom Regiment 106? Das ist die letzte Reserve für das ganze vernichtete Regiment 111, das nebenan die Gräben halten muß. Saunier ruft bei den Bayern drüben an. Man hält ihn für einen Spaßvogel. Endlich findet das Generalkommando XIV sich bereit, seine letzte Truppe, das erste Baon der Hundertsechser, in Marsch zu setzen; es wird Stunden dauern, bis seine Pickelhauben in Souchez erscheinen, und Stunden, bis sie unter der Höhe sind, wenn sie überhaupt je bis hingelangen. Denn da ist kein Meter Boden ohne Eisen. Zwölfhundert Geschütze fressen was weg.

Und wie der badische Grenadierhauptmann erleichtert vom Telephon tritt, geht's oben los: Der dritte Angriff rollt ab. Kein Schuß empfängt ihn mehr. Nur das schwache „Tut!" wie bei Räuber und Grenadier spielenden Kindern. Die Achte bläst dem Angriff Tusch — und bläst den Angriff um. Die Franzosen kriegen vor den greulichen Horntönen der Schnedderängdängs den Schreck und sind nicht an die Stellung heranzubringen. Sie graben sich ein. Im Tale kriegen die Badener über das Tuten Zustände. Solchen Totenmarsch, sich selber geblasen, hörten sie noch nie. Ihr Blut kocht, ihr Mund zuckt, ihre harten, schmutzigen Hände öffnen und schließen sich. Ach, wenn sie helfen könnten! Hoffentlich hat's nun dort oben ausgeblasen. Friede mit euch, Kameraden!

Das erste Baon der Hundertsechser ist nun von Sallaumines heran und tritt seinen Todesgang zur Höhe an. Gleich aus Souchez heraus gibt's Arbeit mit Handgranate und Splint. Die vom zweiten Hundertzehn noch unten sind, führen. Über Tote und Verwundete hinweg geht es unter der Beleuchtung von Raketen, Granaten, Minen und MG den Steilhang hinauf, der die deutschen Hängegräben wie Schwalbennester trägt. Die Hundertsechser, völlig fremd, haben keine Ahnung von all den Orten, die schon einen weltgeschichtlichen Teufelsklang besitzen: Saubucht und Schlammmulde, Barrikadenweg und Kapellenhöhe. Sie stolpern hinterdrein, greifen an, hauen, stechen, rufen, verlieren Verbindung und kommen dabei durch drei feindliche Linien bis in Höhe der berüchtigten Kapelle. Inzwischen haben die zwei anderen Hundertsechser Baone das rechte Nachbarregiment 111 entsetzt und die Zange von der anderen Seite um das Bollwerk der Muttergottes geschlossen. Darüber bleicht der Morgen des zwölften Mai heran. Es wird ein neuer blutiger Tag französischer Vergeltung werden. Ihm bläst der blecherne Ton eines Infanterie=Horns ganz nahebei — doch unerreichbar in dem verknäulten Haufen von Trümmern und Durcheinander — den Willkomm des frühen Todes. Die übernächtigten Hundertsechser fahren auf: „Was war das? Habtrsch geheert? Die blasen Angriff die Ludersch." Dann sehen die Sachsen in die Gesichter ihrer Führer. Die paar Badener schneiden so erbärmliche Grimassen, als würden sie bei lebendigem Leibe geschunden. Sie sehen sich an mit Blicken, darin das Leid der Treue und der Männerliebe steht: „Sie blase noch! Sie blase", murmeln sie einander zu, und die immerbegierigen Sachsen, vernehmen die Geschichte dieses Hornrufs und werden ganz, ganz stille — mit Gesichtern, wie Kinder sie vorm Heiligen Christ haben.

Dann decken die welschen Batteriesalven den Ton des Horns und den Todesruf von manchem braven Soldaten zu. Die Bataillone der Leipziger von 106 leiden namenlos und harren aus. In den kargen Pausen zwischen den Schüssen spitzen sie die Ohren nach dem Hornruf dichtbei. „Die sind nu maischenschtille", sprechen sie. Es klingt wie ein Gebet.

Kennt Ihr den Pionier Seibert vom Pionier=Bataillon Nummer 19? Den müßt Ihr Euch merken, solange Mannesmut und Treugemeinschaft gelten. Der ist einer von den zeitlosen Braven seines Volkes. Gott oder die Gnadenmutter von nebenan sandte ihn. Der kam des Wegs vorüber, kehrte bei den Sachsen zu und klönte. Und hörte die Märe vom Hornruf der Achten. Da ging über sein Gesicht so etwas wie ein Leuchten: das tiefe, entrückte Menschenbruder-Lächeln. „Ei", sprach er, „ob hier gefallen oder dort — mehr als das Leben kann's nicht kosten. Wir Pioniere kommen viel herum. Mir ist doch, als ginge ganz am Rande der Schlammuldle so ein alter Pionier=Schleichweg. Da wollen wir uns die Bläser ganz aus der Nähe angucken. Gebt mal so'n bissel was zu pickern mit, Muschkoten! Die werden Hunger haben. Und ein paar Handgranaten hängt mir auch an!"

Dann schlüpft der Pionier durch alle Tode und kommt unversehrt ans Ziel und taucht in dem jämmerlichen Grabenwerk wie eine überirdische Erscheinung auf. Die von der Achten — Schemen unter Toten — finden erst Worte nicht. Dann greifen sie mit zitternder Hand nach den himmlischen Gaben des Boten. Der bringt ihnen wohl gute neue Mär: Wie rechts und links frische Truppen lägen und es voranginge. Und daß sie nur bis zum Abend aushalten sollten. Dann käm' er wieder und nähme sie mit hinunter in Ruhe. Zuletzt fragt er mit gutem Lächeln, warum sie zu tuten aufgehört. Da wiesen sie ihm das Kompanie=Horn vor; viel Treffer sitzen in Mundstück und Hals. „Da, blas als du amal!" tun sie mit erschütterndem Lächeln. Der Seibert gewinnt Weg und Leben abermals heil und nickt den Badenern, die bei Hundertsechs ihn mit aufgerissenen Augen anstarren, fröhlich zu: wehrt ihren plötzlich unbändig breiten Lobsprüchen: aber verspricht, mit ihnen am Abend die Achter zu holen, und trudelt danach gelassen ins Tal hinab — für die Mannen im Höllenfeuer ein Labsal und eine Sache ohne Ende.

Jedoch im Tal erst! Da rennt und staunt, horcht und bekopfschüttelt, wer vom XXV. Korps noch bei Stange ist. Der Hauptmann Saunier sagt kein Wort. Aber er legt die Hand an den Helm, wie er's vor Seiner Majestät und seinem Landesherrn nicht ehrerbietiger tun würde. Vor diesem Pionier. Es geht die Kunde davon durchs ganze Tal und gleitet über den Seelen stahlharter Männer im Fegefeuer wie Labsal hin. Das wundersame Hohelied von der Treue, die Berge versetzt, stärkt die Kraft zu dulden, wunderbar.

Und abends: Ist das ein Todesgang in den tanzenden Orkan? Nein — das ist ein fröhlicher Abendreihen. Die Badener späßeln und schwätzen wie die Elstern, und was sie dem Seibert nur Liebes erweisen können, das tun sie ihrem Retter und Ritter der Achten an. Es wartet das ganze Tal mit schier angehaltenem Atem und läßt den welschen Narren schießen, was er will. Den Deutschen geht es um ganz anderes. Sie hörten mit entrückter Seele himmlische Glocken läuten und ganz gewiß die Töne eines Infanterie=Signalhorns. Dann heißt es: „Sie kommen!" Es läuft vor den Heimgebrachten wie ein goldener Strom, wie ein purpurner Teppich die Freudenkunde einher: Sie leben noch. Er bringt sie wahr und wahrhaftig alle.

Da zieht es ein aus dem rauchenden Krater der Schlacht in die elenden Trümmer von Souchez. Es geht durch den nächtlich stummen Ort wie das Rauschen gewaltiger Flügel — und es schaut aus Kellern und Löchern, aus Spalten und Ställen zu, was noch Augen und Lust an Herrlichem hat. Es ist wie im Lied des großen schwäbischen Dichters „Die Treue ist doch kein leerer Wahn."

Adriaans Erbschaft.

Erzählt von S. Droste-Hülshoff.

Vor 250 Jahren, am 2. Mai 1685, starb der berühmte holländische Maler Adriaan van Ostade.

Piet Molten, der Viehdoktor und Maler, der wegen seiner erfolgreichen Heilkuren in der Gegend der schönen holländischen Stadt Haarlem großes Ansehen genoß, stand an einem hellen Maientag breitbeinig vor der Schenke Jasper Vandeveldts und ließ sich den guten Wein schmecken. Er nahm abwechselnd einen Schluck aus dem bauchigen Krug, den er in der Rechten hielt und einen Zug aus seiner kurzen Tonpfeife und war mit sich und der Welt zufrieden.

Das Wirtshaus lag dicht an der Landstraße, und Jaspers Hund, der um die Beine des Baders herumschnupperte, hob plötzlich den Kopf und bellte ein wenig. Piet hörte Pferdegetrappel, blinzelte über den Krugrand hinweg und erkannte in dem Reiter, der gemächlich herantrabte, den jungen Maler Adriaan van Ostade. Gut, daß man den hier so zufällig traf, dachte Piet und rief den Maler an: „He, junger Meister, hört, hab' Euch was zu sagen!“

Ostade hielt seinen Rappen an, und Bader Piet berichtete: „Hab' eine Botschaft für Euch, eine Neuigkeit, ja — Euer alter Vetter, der Tulpenhändler drüben in Bennebroek, ist gestern gestorben.“

„Gestorben? Der gesunde, stets muntere Hasselaar?!“

„Nun — das heißt, gestorben ist der Alte eigentlich noch nicht. Wenigstens war es gestern noch nicht so weit, als ich ihn zur Ader ließ. Der Schlag hatte ihn gerührt, da fuhr ihm das hitzige Blut dermaßen in den Kopf, daß er umfiel wie ein Sack und sich nicht mehr bewegen konnte. Man holte mich sofort, und ich tat alles, was in solchen Fällen zu tun ist. Aber der Alte war schon ganz blau im Gesicht. Auch sonstige Anzeichen — — Kurz und gut, ich kenne mich aus in diesen Dingen, und ich kann Euch sagen, junger Meister, Euer alter Vetter macht es keine drei Tage mehr. Dürfte wahrscheinlich schon verschieden sein, während wir hier über ihn reden...“

Nachdenklich trabte der junge Maler der Stadt zu. Besonders herzliche Gefühle hatte er für den Bennebroeker Vetter nie gehegt und dieser nicht für ihn. Doch der Alte besaß weder Familie noch sonstige nähere Verwandte, sein ansehnlicher Besitz würde darum dem jungen Vetter Adriaan van Ostade zufallen. Jedenfalls eine Aussicht, auf die hin man sich gleich ein paar Genever genehmigen mußte.

Ostade brachte das Pferd in den Stall und begab sich in seine Stammkneipe hinter der Groote Kerk St. Bavo. Dort saßen bereits allerlei Freunde beisammen: der junge Maler Dirk Hals, der lustige Advokat Kerkhoeven, der Schiffer Bondevins und manche andere. Ostade setzte sich zu ihnen und konnte die Neuigkeit natürlich nicht lange für sich behalten.

Dirk Hals, der Bruder des großen Frans, meinte: „Auf Piet Moltens Scharfblick kann man sich verlassen. Wenn Piet sagt, daß der Alte bald dran glauben muß, dann stirbt er auch. Prost, lachender Erbe!“ Er stieß mit Ostade an, und Advokat Kerkhoeven nickte: „Ja, Adriaan kann wohl lachen. Der alte Hasselaar besitzt wertvolle Grundstücke und einen hübschen Batzen Geld. Hat sich den beim Tulpenrummel vor ein paar Jahren erworben, weil er stets der Erste an der Tulpenbörse und so klug war, sich auf die gängige Sorte „La Solitäre“ festzulegen, während die Leute, die sich mit „Orientale“ und „Drap d'Or“ befaßten, ihr Geld verloren. Eigentlich könnte Adriaan, dem nun all dies gehört, eine Runde Wein geben!“

Dazu war der junge Maler gern bereit. Nach der ersten Runde hob sich die Stimmung beträchtlich, und Ostade ließ eine zweite und dritte auffahren — im Hinblick auf die sicher in Aussicht stehende Erbschaft. Die Tafelrunde wurde ständig vergnügter. Schließlich stieß der Kaufmann de Weert mit dem Maler an: „Adriaan, wenn du Hasselaars Besitz erbst, dann kaufe ich dir den Tulpengarten beim Spaarnekanal ab. Fünfhundert Gulden will ich dafür geben. Schlag ein!“

Advokat Kerkhoeven lachte: „Adriaan wird es sich überlegen, dir das Grundstück um diesen billigen Preis zu verkaufen.“

„Ja, den Garten gebe ich nicht um dieses Geld. Der ist das Doppelte wert“, bestätigte Ostade mit schon etwas schwerer Zunge.

De Weert schlug auf den Tisch, daß die Krüge tanzten: „Was?! Du willst mir den Garten nicht verkaufen? Wo ich dir doch so oft Geld geliehen habe, wenn du wieder einmal keines mehr hattest, du leichsinniger Farbenschmierer!“

Adriaan van Ostade ließ sich dies nicht gefallen und gab eine grobe Antwort. Die Freunde mischten sich ein. Einige nahmen für den Maler, die anderen für den Kaufmann Partei, einen Spitz hatten alle bereits weg, und das Ende vom Liede war, daß man sich wegen der Erbschaft des alten Hasselaar aus Bennebroek in die Haare geriet, bis der Wirt endlich Ordnung schaffte und die Kampfhähne derb an die Luft setzte. — —

Am nächsten Morgen saß Adriaan mit geschwollener Nase und reichlich verkatert in seinem Maleratelier. Da klopfte es an die Tür, ein Junge steckte den Kopf herein: Er solle von Bader Piet ausrichten, daß der alte Hasselaar sich von dem Schlaganfall seltsamer Weise doch noch erholt habe. Es ginge bereits besser, und der Vetter würde in etlichen Tagen wohl wieder so munter sein wie früher...

Da saß der Maler nun mit brummendem Schädel auf seinem Bett und dachte über die Tatsache nach, daß er nicht nur nichts erbte, sondern dem Wirt obendrein noch eine beträchtliche Summe für den Wein schuldete, mit dem er die Freunde gestern so großzügig traktiert hatte. Wie sollte er diese Schuld begleichen, Adriaan fluchte auf den Bader Piet, auf alle Welt und am meisten auf seine eigene Dummheit. Schließlich setzte er sich doch an seine Staffelei. Die Kohle glitt langsam über die frischaufgespannte Leinwand. Es entstand die Figur eines Mannes mit schiefaufgesetztem Hut und einem Krug in der Hand...

Plötzlich packte den Maler ein wütender Arbeitseifer. Er griff zur Palette, schaffte bis abends, sank todmüde ins Bett, stand beim Morgengrauen schon wieder vor der Staffelei, und nach wenigen Tagen war das Bild fertig: Bader Piet, wie er leibte und lebte. Mit dem dummschlauen Gesicht, in einer Hand den Krug, in der andern die Pfeife, stand er gerade so da wie an jenem Morgen, als er dem Maler die falsche Nachricht übermittelt hatte.

Adriaan von Ostade fand rasch einen Käufer für das Werk, und nun konnte er seine Weinschulden begleichen. Heute hängt das Bild in der Galerie im Haag, und man könnte für den Betrag, den es wert ist, leicht sämtliche Bewohner der Stadt Haarlem reichlich mit Wein und Genever bewirten.



Bunte Chronik



Durch den Rundfunk die Schwester gefunden.

Bekanntlich pflegt der Rundfunk sehr alten Leuten zum Geburtstag zu gratulieren. Vor einigen Tagen richtete er seine Glückwünsche an eine 90 jährige alte Frau. Im Lautsprecher erklang der Name der Jubilarin: „Frau Johanna Reddehase!“ Ihren Namen und den Glückwunsch vernahm aber nicht nur das 90 jährige alte Mütterchen, das seit drei Jahren in einem Altersheim in Berlin-Reinickendorf lebt, sondern auch die 70 jährige Frau Fechner, die nur vorübergehend bei ihrem Sohn in Berlin zu Besuch weilte und auf diese Art überraschenderweise nach 70 Jahren ihre Schwester fand! Frau Fechner, die aus einem kleinen Dorf bei Sagan stammt, interessierte sich in der Reichshauptstadt ganz besonders für den Radioapparat ihres Sohnes, ein Wunderwerk, das sie in ihrem Heimatdörfchen noch nicht ihr eigen nannte. So oft es ging, saß die alte Frau am Radio. Und auf einmal hörte sie den bekannten Namen „Johanna Reddehase“. Sofort war sie sich darüber im Klaren, daß es sich dabei nur um die Tochter ihres Vaters aus erster Ehe handeln konnte. Sie hatte diese niemals im Leben gesehen, weil die Halbschwester nach dem Tode ihrer Mutter mit 20 Jahren das väterliche Haus für immer verlassen hatte. Nun erhielt die 90 jährige Frau Reddehase im Altersheim wenige Tage nach ihrem 90. Geburtstag den Besuch der 70 jährigen Frau Fechner, die ihr erzählte, daß sie ihre Schwester sei und auf welche wunderbare Weise sie den Aufenthalt der nie gekannten Halbschwester erfahren hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.